

Anne wischt sich die Tränen aus den Äuglein, will tapfer sein und der Hausmutter glauben. Sonntag, wann ist das? – Nur noch dreimal schlafen.

Als Anne am Sonntag aufwacht, ist sie ganz aufgeregt, spürt, wie ihr Herz vor Freude klopft. Endlich! Endlich ist es so weit, heute kommen Mama und Papa. Und bestimmt werden sie sie gleich mitnehmen, nach Hause. Niemals werden sie sie auch nur einen Tag länger in diesem schrecklichen Heim lassen. An nichts anderes kann Anne mehr denken. Doch der Sonntag vergeht, und Mama und Papa kommen nicht. Wie sollen sie auch? Man hat die Eltern ebenfalls umgesiedelt, weit, weit weg und ihnen nicht verraten, wohin man ihre Kinder gebracht hat. Die Eltern werden Anne nicht besuchen können, an diesem Sonntag nicht und nicht am nächsten. Überhaupt nicht mehr. Das ist so geplant, vom Ministerium, von Auber Octavius Neville und seiner Behörde. Und doch glaubt Anne weiter ganz fest daran, dass ihre Eltern kommen werden, am nächsten Sonntag ganz bestimmt. Woran soll sie auch sonst glauben? Nur an den Sonntag, den schönsten, den schrecklichsten Tag der Woche.

Eine richtige Schulausbildung sollen die Mischlingskinder bekommen, damit sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft werden. Bald drückt auch Anne die Schulbank, lernt lesen und schreiben, Mathematik, Biologie und Religion. Und auch Geschichte, australische Geschichte. Was wird man ihr in diesem Fach erzählt haben? Dass die Weißen, die vor dreihundert Jahren mit den Schiffen übers Meer kamen, verurteilte Verbrecher waren? Dass man sie nach Australien verschiffte, weil in England die Gefängnisse überquollen? Dass James Cook, Admiral des englischen Königs, Australien als »Terra Nullius«, als »unbesiedeltes Niemandsland« bezeichnete? Dass die weißen Siedler Jagd auf die Ureinwohner machten, sie an Sonntagen zum Spaß abknallten? Dass die Farmer die Köpfe ihrer Opfer abtrennten und auf ihre Veranden zum Trocknen stellten? Dass man die schwarzen Bürger Tasmaniens vollkommen vernichtet hat? Dass man sie als »halbzivilisierte Nigger« bezeichnete, »für die es eher eine Gnade als ein Verbrechen sei, sie aus dem Buch der Menschheit zu löschen«? Hat man Anne davon erzählt, was für eine vielfältige Kultur in Australien herrschte, bevor die Weißen kamen? Dass dort an die dreihundert verschiedene Sprachen gesprochen wurden, viele mit einer hochdifferenzierten Grammatik? Dass in Australien eine der frühesten Kunsttraditionen der Erde gepflegt wurde, Instrumente und Musik eine große Rolle spielten? Dass im Zentrum ihres religiösen Denkens die Traumzeit stand, die diesseitige und jenseitige Welten in ständigem Dialog miteinander verband?

Als man ihren Bruder in ein anderes Heim bringt, ist Anne endgültig allein. Das schüchterne Mädchen wagt kaum, etwas zu sagen, fügt sich in alles, was man ihr vorschreibt. Weint sie sich abends in den Schlaf, schimpfen die Schwestern mit ihr. Sie solle endlich aufhören, an ihre Familie zu denken. Von ihrer Familie könne sie sich nichts mehr versprechen, ihren Eltern sei sie doch ganz egal. Im Religionsunterricht hört Anne, alle Menschen seien vor Gott gleich. Im Heim aber sagt man ihr tagtäglich, dass sie aus einer Ureinwohnerfamilie stamme und deswegen minderwertig sei. Vergessen die Kinder zu beten, müssen sie stundenlang vor dem Altar knien und den

Kirchenboden polieren. Halten sie sich nicht an die Regeln, werden sie nackt ausgezogen und ausgepeitscht. Die anderen Mädchen müssen die nackte Kameradin festhalten, damit die Hausmutter sie auspeitschen kann. Als Anne in die High-School kommt, muss sie sich um die jüngeren Kinder kümmern, sie baden, füttern und aufs Klo bringen. Bevor die Schule beginnt, muss sie Holz hacken. Sie fühlt sich wie ein Nichts und denkt, dass es nicht schlimmer kommen kann. Doch sie irrt sich.

In den Schulferien wird Anne zu einer nahe gelegenen Farm geschickt, um sich nützlich zu machen. Dort empfängt man das verschüchterte Mädchen freundlich, sodass sich Anne darauf freut, im nächsten Jahr wiederzukommen. Im zweiten Jahr aber öffnet sich plötzlich ihre Schlafzimmertür, als sie nachts im Bett liegt. Es ist der weiße Farmer. Er legt sich zu ihr, macht Sachen mit ihr, die sie schrecklich ekeln. Aber sie traut sich nicht, sich zur Wehr zu setzen. Wer ist sie denn schon, dass sie dagegen protestieren dürfte? Wieder zurück im Kinderheim, findet sie den Mut, sich ihrer Hausmutter anzuvertrauen. Die Hausmutter reagiert entsetzt, verbietet ihr, mit irgendjemand darüber zu sprechen, geht mit ihr in den Waschraum und schrubbt ihr den Mund mit Seife. In den nächsten Ferien muss Anne wieder auf die Farm. Als es Nacht wird, bringt der Farmer noch einen Freund mit. Zusammen vergewaltigen sie Anne.

Rattengift. Die einzige Hoffnung, die Anne noch bleibt. Sie würgt es hinunter, ihr wird schlecht und sie muss sich übergeben. Im Heim wird sie in eine Extrahütte gelegt, damit sie den anderen Mädchen nichts erzählen kann und die vielen blauen Flecke endlich verschwinden. Nach einigen Wochen kommt ein Arzt und untersucht sie. Anne ist schwanger.

Der schönste Tag in ihrem Leben: Anne bringt ihr Kind zur Welt. Sie ist so glücklich: Was für ein zartes, wunderbares Wesen! Ihr Kind, ihr Baby, ein kleines Mädchen. Jetzt hat sie wieder eine Familie, endlich wieder eine Familie. Sie und ihr Baby. Jetzt weiß Anne endlich, warum sie noch auf der Welt ist, dass das Leben etwas Wunderschönes ist – trotz all der schrecklichen Dinge.

Stolz und glücklich ist sie, als sie aus dem Krankenhaus in das Heim zurückkehrt. Seht her, mein Baby! Die anderen Mädchen umringen sie, jede will das Baby sehen, sich an ihm erfreuen. Da kommt die Hausmutter und nimmt es Anne weg. Sie sei noch zu jung, um für ein Kind zu sorgen. Das Kind soll von anderen Eltern adoptiert werden. Wenn Anne größer ist und nicht mehr im Heim leben muss, darf sie ihr Kind wiedersehen.

Doch dieses Mal begehrt Anne auf, das will sie sich nicht gefallen lassen. Sie fragt die Hausmutter nach dem Namen der Adoptivfamilie, will wissen, wo ihr Kind ist. Die Hausmutter sagt ihr nichts und verweist auf Vorschriften. Heimlich ruft Anne im Krankenhaus an, vielleicht weiß man dort etwas, doch auch die Krankenhausmitarbeiter hüllen sich in Schweigen.

Als Anne das Kinderheim endlich verlassen darf, geht sie nach Adelaide, sucht Arbeit, um sich selbst durchzuschlagen. Sie fühlt sich einsamer denn je, völlig entwurzelt. Die Sehnsucht nach ihrem Kind lässt sie nicht los. Immer wenn sie eine Mutter mit Baby

sieht, empfindet sie einen stechenden Schmerz in der Brust. Wie mag es ihrer Kleinen gehen? Ob sie schon laufen kann, ob sie es gut hat, ob sie glücklich ist? Diese Gedanken quälen sie bei Tag und Nacht, werden immer brennender, hören einfach nicht auf. Noch einmal macht sich Anne auf, fährt zum Kinderheim. Vielleicht erfährt sie jetzt etwas, man hat es ihr doch versprochen, damals, als man ihr das Baby weggenommen hat: dass sie ihr Kind einst wiedersehen und in die Arme schließen dürfe!

Ihre Hausmutter schaut sie missmutig an. Ihr Baby? – Das ist gestorben.

Ungläubig schaut Anne die Hausmutter an. Ihr Baby, tot? Kann das sein? Ist das wahr oder wieder nur eine schreckliche Lüge der Weißen? Anne bricht in Tränen aus. Sie wird die Wahrheit nie erfahren und ihr Kind nie wiedersehen.

Anne geht auf eine große Reise. Wenigstens zu ihren Eltern und Geschwistern will sie zurück, bei ihnen leben. Anne fährt nach Westaustralien, an den Ort, an dem man ihre Familie auseinandergerissen hat, und fängt an, sie zu suchen. Doch in der Kleinstadt lebt keiner mehr, der sich erinnert, kein Mensch kann ihr sagen, wohin es ihre Eltern und Geschwister verschlagen hat, und ob sie noch leben. Anne läuft durch die Straßen, schaut in alle Gesichter. Doch wonach soll sie suchen? Sie weiß doch selbst kaum mehr, wie ihre Eltern ausgesehen haben. Auch ihren Namen weiß sie nicht, ja, nicht mal den, hatte man ihr doch im Kinderheim einen neuen gegeben.

Anne geht zurück nach Adelaide, enttäuscht und ohne jede Hoffnung. Nur etwas ist ihr geblieben, etwas, das sie niemals hergeben wird, etwas, das ihr keiner rauben kann. Es ist die Liebe zu ihrem Kind. Anne weiß, diese Liebe wird sie immer in ihrem Herzen tragen. Ganz fest glaubt sie daran.

8

Karl-Dieter ließ die Zeitung sinken. Der Text war ihm an die Nieren gegangen, gerade ihm, der sich doch nichts sehnlicher wünschte als ein eigenes Kind. Wie sehr konnte er diese junge Frau verstehen! Er verspürte Wut in sich aufsteigen. Was gab den Menschen ein Recht, auf solche Weise über das Leben anderer zu entscheiden? Hatte sich das alles tatsächlich so ereignet? Oder war das alles nur Fiktion, einem fantasievollen Hirn entsprungen?

»Ist was, Knuffi?«

Gähnend und nur mit Boxershorts und T-Shirt bekleidet kam Mütze in die Küche und ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Karl-Dieter schob ihm die Zeitung rüber: »Da! Lies!«

Mütze warf nur einen kurzen Blick auf den Artikel. Er kannte den Text bereits, auch die beiden anderen, die in den nächsten Tagen erscheinen sollten. Ein Profiler saß darüber, um anhand des Inhalts und Schreibstils Näheres über den Autor herauszufinden. Es gab bereits Sprachanalyseverfahren, die einen Schreiber anhand seines speziellen Stils herausfiltern konnten. Fütterte man den Computer mit dem Textausschnitt irgendeines unbekanntes Goethetextes, schoss nach wenigen Sekunden ein Balken in

die Höhe, der Goethe als wahrscheinlichsten Kandidaten auswies. Das Problem war nur: Man musste genügend Vergleichstexte eines Autors in der Datenbank abgespeichert haben. Und dass der Mann, den sie suchten – oder vielleicht auch die Frau – ein zweiter Goethe war, konnte man kaum annehmen. Karl-Dieter hatte die Zeitung wieder aufgeschlagen und begann, den Artikel ein zweites Mal zu lesen.

»Du scheinst ja mehr Mitleid mit dieser Australierin zu haben als mit unserer Zeitungsbotin«, sagte Mütze, während er nach der Kaffeekanne griff.

»Ach, Mütze!« Auf Karl-Dieters Lippen trat ein melancholisches Lächeln. »Als könnte man das Leid der Menschen gegeneinander aufwiegen. Natürlich tut mir auch die arme Zeitungsbotin leid, aber das ist doch ganz was anderes!«

»Wirklich?«, brummte Mütze. »Wenn dieser Erpresser so ein Gutmensch ist, wie er mit seinen Texten beweisen will, warum greift er dann zu solch einem Mittel? Er ist doch auch nicht besser als die Verbrecher, von denen er erzählt.«

Mütze blickte zur Uhr. Viel hatten sie noch nicht herausgefunden. Nun war er mit der besten Freundin des Entführungsofners verabredet, vielleicht bekam er von ihr einen Hinweis.

»Tschüss, Knuffi. Sehen wir uns heute Abend?«

»Ich arbeite heute Schicht, aber nach dem *Nathan* vielleicht noch auf ein Gläschen in der Stadt?«

»Gerne, wenn nichts dazwischenkommt.«

9

Als Mütze vor die Haustür trat, um sich in seinen Manta zu schwingen, seinen Stolz aus rotem Blech, lehnte sich die alte Frau Pickelmann aus dem Nachbarfenster: »Schon eine Spur von unserer Christine, Herr Kommissar?«

Mütze seufzte. Erlangen war ein Dorf. Noch bevor die Medien darüber berichtet hatten, hatte sich die Nachricht von der entführten Zeitungsausträgerin in Nullkommanichts herumgesprochen – manche würden es »Tratscherei« nennen, Karl-Dieter hingegen bezeichnete es als »ein Beispiel funktionierender Nachbarschaftskommunikation«. Wollte man wirklich in einer Stadt leben, in der man so anonym war, dass keiner mit keinem redete? Mütze wäre ein klein wenig mehr Diskretion durchaus recht gewesen. Er salutierte militärisch und sagte: »Geduld, Geduld, liebe Frau Nachbarin! Sie erfahren jede Neuigkeit aber natürlich als Erste!«

Dann ließ er den Manta aufheulen und bretterte so rasant an den Karpfenweihern vorbei, dass der Teichwirt Angst hatte, seine Fische könnten Schluckauf bekommen.

Astrid Teichmann lebte in der Killingerstraße, unten am Alterlanger Regnitzgrund, wo die Häuser bei Hochwasser gelegentlich nasse Füße bekamen. Die Killingerstraße war im Grunde gar keine Straße, sondern ein Straßenlabyrinth mit zahlreichen Verzweigungen, das nur Fußgänger und Radfahrer zuließ, das Experiment eines Stadtplaners Anfang der 1970er-Jahre. Die Autos sperrte man in ein nahes Parkhaus am Damm, der über die Regnitz führte. Mütze irrte eine Weile umher. Niemals hätte er jemanden nach dem Weg gefragt, das war unter seiner Würde. Endlich hatte er die richtige Adresse gefunden: ein schmales Reihenhaus, in dessen Vorgarten sich ein Apfelbaum erhob. Die Frau, die ihm öffnete, musste etwa im gleichen Alter wie Christine Waldhüter sein. Sie trug Jeans und eine helle Bluse; ihr dunkles, fast schwarzes Haar fiel ihr locker auf die Schultern, nahe des Scheitels blitzte ein grauer Schimmer auf. Astrid Teichmann hatte Mütze schon erwartet und ließ ihn ein. Sie wirkte fähig, begrüßte den Kommissar mit einem nervösen Lächeln und lud ihn ein, am Küchentisch Platz zu nehmen.

»Frau Teichmann, wann haben Sie Ihre Freundin zuletzt gesehen?«

»Am Sonntag noch. Wir haben einen Spaziergang gemacht, durch den Regnitzgrund und dann zu unserer Lieblingseisdiele, Christine mochte das Joghurt-Eis so gerne.«

Bei diesen Worten begann ihre rechte Hand zu zittern, schnell hielt sie sie mit ihrer linken fest.

»Ist Ihnen irgendetwas aufgefallen? Ich meine, hat Ihre Freundin etwas erzählt, wirkte sie anders, fühlte sie sich beobachtet oder sogar bedroht?«

»Bedroht? Aber nein. Höchstens vielleicht, wie soll ich sagen ...«

»Höchstens was?«

»Ich weiß nicht, etwas zerstreuter irgendwie, aber möglicherweise bilde ich mir das auch nur ein.«

»Hat sie vielleicht davon erzählt, dass ihr in den Tagen zuvor auf dem Weg zur Arbeit etwas aufgefallen ist? Jemand, der am Weg stand und sie beobachtet hat?«

»Nichts dergleichen! Mein Gedächtnis ist nicht mehr das Beste, das aber wüsste ich sicher noch.«

»Erzählen Sie mir von Ihrer Freundin.«

Astrid Teichmann drehte sich um und nahm ein Foto von der Wand. Es zeigte die beiden Freundinnen, wie sie auf einer breiten Treppe standen. Mütze glaubte, ein Kirchenportal mit einem verwitterten Löwen zu erkennen. Das Foto schien schon etwas älter, beide Frauen lachten in die Kamera und hatten sich in den Arm genommen.

»Unsere beiden Söhne haben dieselbe Klasse besucht.«

Astrid Teichmann nahm einen Schluck Wasser. Sie kannte Christine Waldhüter seit über dreißig Jahren. Stefan, der Sohn von Christine, war oft bei ihnen zu Gast gewesen, Christines Mann hatte die Familie früh verlassen, sodass die Freundin ihr Kind allein aufziehen musste.

»Stefan war bald so eine Art Bruder für meinen Martin, wissen Sie, Herr Kommissar? Was haben die beiden nicht zusammen erlebt! Wenn ich allein an die Wochenenden im